

Steffi Frei

Schicksal der Fearane 1

Die letzte Tiare

Leseprobe

Schicksal der Fearane

Die letzte Tiare



Steffi Frei

Impressum

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im
Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

2. überarbeitete Auflage 2021

© 2020 Steffi Frei

Coverdesign und Layout: Steffi Frei

Bilddateien von pixabay.com

Herstellung und Verlag: BoD – Books on Demand, Norderstedt

ISBN: 978-3-7504-9694-1

Für H. W.

Möge deine Seele auf ewig frei und friedlich sein

Hinweise zu möglichen Triggern in diesem Buch findest du unter:

<https://geschichtenrausch.de/schicksal-der-fearane-trigger-hinweise>

Musikalische Untermalung gefällig?

Du möchtest diese Geschichte gerne mit einem weiteren Sinn erleben?

Dann empfehle ich Dir, die folgende Playlist beim Lesen zu hören.

Diese Lieder geben die Stimmung wunderbar wieder und machen das Lesen zu einem rundum zauberhaften Erlebnis.

Feder und Metall – Playlist:

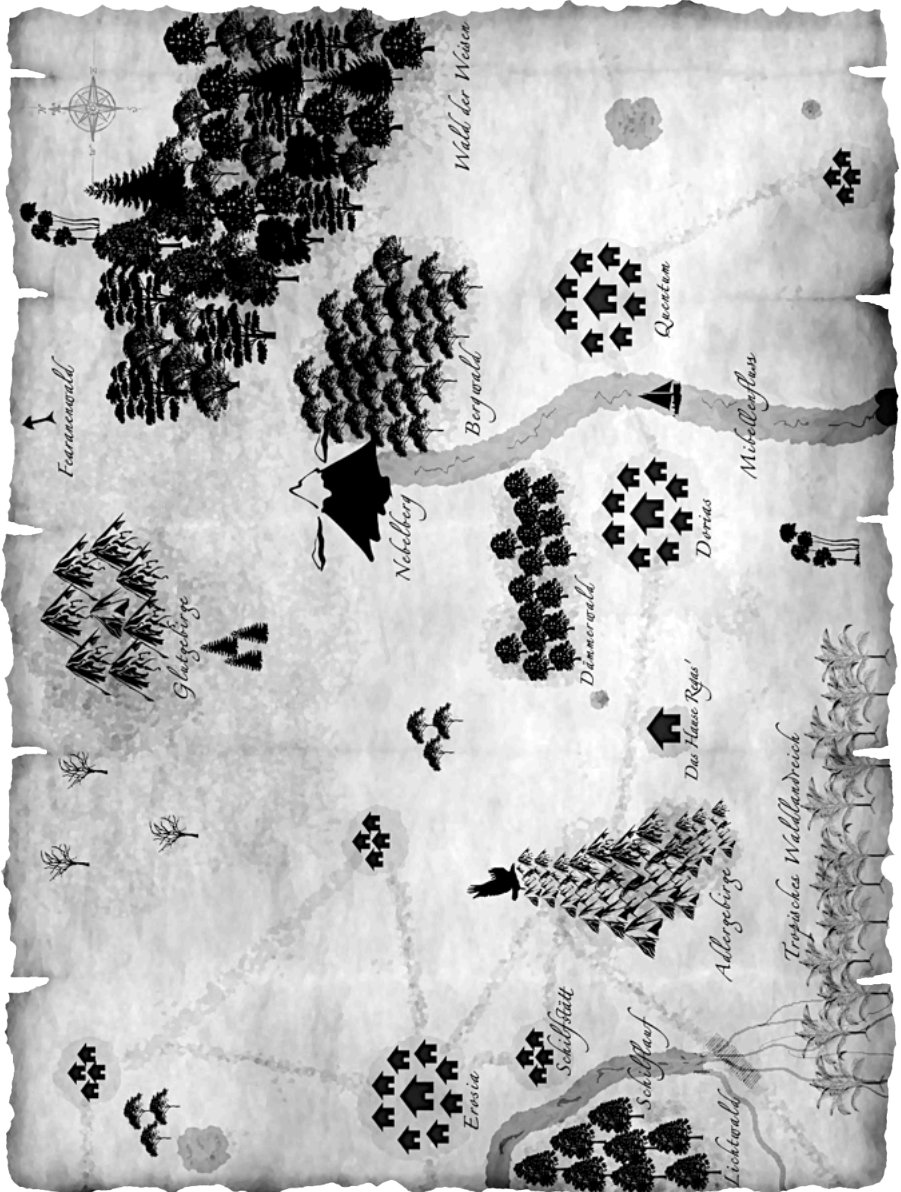
1. *Scarborough Fair* – Simon & Garfunkel
2. *Song of the Caged Bird* – Lindsey Stirling
3. *Walking in the Air* – Celtic Woman, Chloe Agnew
4. *Akaal*– Ajeet, Trevor Hall
5. *Waldlandreich*– Waldkauz
6. *The Sky and the Dawn and the Sun* – Celtic Woman
7. *Black and Grey* – Die Irrlichter
8. *Fee Ra Huri* – OMNIA
9. *To the Stars* – Randy Edelman
10. *I could never say Goodbye* – Enya

Link zur Spotify-Liste:

<https://open.spotify.com/playlist/0yNHM2T3b0yPpSkrafl2pd?si=tyLLGdZVS1mgziM55fleUg>

Oder einfach einscannen:





Feuerwald

Gletschberge

Nebelberg

Wald der Weisse

Bergwald

Quentum

Mittelbergfluss

Das Haus Rigis

Tropisches Waldlandreich

Erosia

Schlafstätt

Schlafstätt

Lichtwald

Abhängeberge

Prolog



Ich war noch ein junges Mädchen, als ich zum ersten Mal in meinem Leben eines der beeindruckendsten und naturschönsten Geschöpfe erblickte, die es je gab. Es war ein Anblick, der in mir zugleich eine unbändige Faszination und eine tiefe Furcht auslöste. Diese Faszination hat bis heute nicht an Intensität verloren, nur die Furcht ist über die Zeit hinweg vergangen.

Bis zu jenem denkwürdigen Tage kannte ich das geflügelte Volk nur aus Erzählungen der Dorfältesten oder von den wenigen Reisenden, die unser Dorf Schilfstätt gelegentlich aufsuchten. Diesen Geschichten lauschte ich stets begierig und so erfuhr ich, dass es Zeiten gab, in denen die Fearane mitten unter uns Menschen lebten. Zumindest in den größeren Dörfern und Städten wie Dorias, wohnten die Fearane und Menschen Seite an Seite und teilten ihr Wissen und ihre Habe miteinander. Obschon sich die fearanische Lebensweise von unserer unterscheidet, war es, meinen Nachforschungen zufolge, ein friedvolles und geeintes Zusammenleben. Viele der Geflügelten blieben jedoch lieber unter ihresgleichen und zogen die Nähe der Tiere, der Menschen vor. Daher waren vor allem die Wälder dieser Welt bevölkert von den Stämmen der Fearane.

Dann kam die Zeit, noch vor meiner Geburt, in der das geflügelte Volk aus unserer Welt schwand. Niemand vermochte mir bisher zu erklären, wie es dazu kam. Gründe wurden zwar viele genannt, doch

erschien mir keiner davon recht überzeugend. Etwas musste vorgefallen sein, was die Fearane dazu bewog, sich tief in die Wälder der Welt zurückzuziehen. Sie kehrten nie zurück und ihre Existenz blieb nichts weiter als eine verblässende Erinnerung. Eben dieser Umstand machte meine damalige Entdeckung zu einem unglaublichen Erlebnis.

In Schilfstätt gibt es bis heute kaum jemanden, der das Verschwinden der Fearane bedauert. Nicht wenige gehen sogar so weit, von einer Plage zu sprechen, die unser Land befallen habe und erfreulicherweise beseitigt wurde. So reden vor allem jene Menschen, die die Gefiederten für bedrohlich und widernatürlich halten – so wie meine Eltern. Von klein auf warnte Vater meine Schwestern und mich vor den wilden und gefährlichen Kreaturen. Obwohl seit meiner Geburt keines der Wesen mehr in der Nähe von Schilfstätt gesichtet wurde, bläute er mir stets ein, auf der Hut zu sein, wann immer ich mich unweit des Lichtwaldes aufhielt. Jenes Waldes, der nur durch den angrenzenden Fluss, den Schilflauf, von unserem Dorf getrennt wird. Als allzeit folgsames Kind war ich stets überaus achtsam, sobald ich mich in die Nähe des Waldes begab. Allerdings nicht aus jenen Gründen, die mein Vater vorgab. Vielmehr war ich darauf bedacht, mir nicht das kleinste Anzeichen für die Existenz von Fearanen entgehen zu lassen. Denn seit jeher war es mein sehnlichster Wunsch, eines der sagenhaften Wesen zu erblicken.

Der Tag, an dem sich dieser Wunsch endlich erfüllte, war heiß und schwül. Mutter und ich waren auf dem Weg zum nahegelegenen Schilflauf, um frisches Wasser zu holen. Dem üppigen Schilfrohr-Bewuchs entlang der Ufer verdankt nicht nur der Fluss seinen Namen, sondern auch unser Dorf Schilfstätt, dessen Häuser ausnahmslos mit Schilfreet bedacht sind. Zudem sind die hiesig gewebten Schilfmatten weit über die Grenzen Schilfstätts hinweg

bekannt.

Trotz der sengenden Hitze war es ein angenehmer Morgen. Mutter und ich unterhielten uns ausgelassen, lachten und ich tanzte barfuß über die taubenetzte Wiese. Gelegentlich hielt ich im Tanz inne, um eine der wildwachsenden Blumen zu pflücken. Aus den prächtigsten ihrer Art flocht ich einen bunten Kranz, den ich Mutter auf ihr Haar setzte.

Wir erreichten eben die Spitze des Hügels, der unmittelbar an das Ufer des Schilflaufs grenzt, als Mutter jäh stehen blieb und vor Schreck ihren Wasserkübel fallen ließ. Der Anblick ihrer weit aufgerissenen Augen, trieb mir trotz der Hitze einen fröstelnden Schauer über den Körper. Als ich ihrem Blick folgte und *sie* erblickte, entglitt mir meinerseits der Kübel. Dort unten am gegenüberliegenden Ufer, nahe dem Waldrand, stand *sie*. Eine Erscheinung, die jegliche Erzählung bei Weitem übertraf.

Scheu wie ein Vogel schaute sie sich mit schnellen Kopfbewegungen in alle Richtungen um, wie in Erwartung eines feindlichen Übergriffs. Als sie keine unmittelbare Gefahr ausmachen konnte, trat sie näher an das mit Schilfrohr umwucherte Flussufer und sank in einer sanften Bewegung auf die Knie herab, um ihre Arme und das Gesicht mit dem kühlen Wasser zu benetzen. Sie füllte auch eine kleine Schale damit und trank daraus.

Die Fearane verharrte einige Zeit am Ufer des Flusses. Dabei beobachtete ich sie mit gebanntem Blick und weit aufgerissenem Mund. Ich wagte nicht einmal, zu atmen, aus Sorge sie durch ein unachtsames Geräusch zu verschrecken. Ihr Körper war ebenso gebaut, wie jener einer gewöhnlichen Frau, allerdings um einiges größer und schlanker. Jede ihrer Bewegungen wirkte so fließend und anmutig, als befände sie sich in einem fortwährenden Tanz. Um ihren Körper schmiegte sich ein enganliegendes Kleid aus einem leichten, violetten Stoff, verziert mit unzähligen, schimmernden Perlen und Federn, welches ihr bis zu den Knöcheln reichte. Aber

das Beeindruckendste an ihrem ganzen Erscheinungsbild war das mit Abstand auffälligste und ungewöhnlichste Merkmal aller Fearane: Oben auf der Höhe ihrer Schultern, ragten zwei riesige Flügel aus dem Kleid hervor, die sich eng an ihren Körper schmiegt. Die unzähligen fliederfarbenen Federn glänzten im Sonnenlicht wie taubedeckte Blütenblätter. Ihr gleichfalls glänzendes, lila Haar, war glatt und fiel ihr wie flüssige Seide über die Schultern bis hinab zu den Hüften. Die freie Haut an ihren Armen und am Hals war mit wundersamen, verschnörkelten Symbolen in Magenta verziert.

Im Bewusstsein der Einmaligkeit dieses Anblickes versuchte ich, mit meinen Augen so viele Details von dem geheimnisvollen Geschöpf in mich aufzunehmen wie nur irgend möglich. Diese Fearane war das schönste und ehrwürdigste Wesen, das ich je zuvor gesehen hatte und ich wusste, ich würde womöglich nie wieder in einen solchen Genuss kommen. Daher gab es für mich nichts Wichtigeres, als mir jede einzelne Regung, jede Feder und jedes gewundene Symbol einzuprägen. Doch ehe ich alles in mich einsaugen konnte, richtete die Fearane sich auf, in einer Geschwindigkeit, die mich jäh zusammensucken ließ. Ihre Flügel breiteten sich mit einem lauten Schlaggeräusch zu voller Größe aus.

Aus dem Augenwinkel nahm ich wahr, wie Mutter neben mir zu Boden sank. Mit einem erstickten Ausruf griff sie nach meiner Hand, doch ich entzog mich ihrer Reichweite. Vorsichtig trat ich einige Schritte näher an das Geschöpf heran, bedacht darauf, keine verräterischen Geräusche zu machen. Das samtene Federkleid breitete sich in voller Pracht vor mir aus und schimmerte in verschiedenen Lilatönen, während die Fearane einige Male sanft mit den Flügeln schlug. Die Spannweite maß gewiss vier Schritte, wenn nicht sogar fünf, jedenfalls mehr als die zweifache Körpergröße meines Vaters, eines großgewachsenen Mannes. Mit sanften Flügelschlägen hob die Gefiederte langsam mit ihren blanken

Füßen vom Erdboden ab.

Die Flügel schwingen zunehmend schneller und kräftiger, sodass das umstehende Schilfgras leise zu rascheln begann und das Wasser nah am Ufer Wellen schlug. Die Fearane erhob sich immer höher in die Lüfte, wobei Kleid und Haar wirbelnd ihren Körper umspielten. Sie flog ein Stück weit entlang des Flusses und wandte sich in einem leichten Bogen Richtung Lichtwald, mal schwebend mit dem Wind und mal rhythmisch mit den Flügeln schlagend.

Ich raffte den unteren Teil meines Kleides zusammen und rannte den Hügel hinab, den Blick unentwegt gen Himmel gerichtet. Mutters panische Rufe ignorierend und meine eigenen Ängste ver-gessend, gehorchte ich nur noch dem Drang, dem wundersamen Fluggeschöpf zu folgen. Ich rannte am Ufer des Flusses entlang, bis der immer kleiner werdende lila Punkt am Himmel zwischen den Baumwipfeln des Lichtwaldes verschwand.

Keuchend sank ich auf die Knie nieder. Mein Herz raste und die Anstrengung und die Hitze hatten mir den Schweiß auf die Stirn getrieben. Regungslos verharrte ich, den Blick unverwandt auf die Stelle gerichtet, an der die Fearane aus meinem Blickfeld ent-schwunden war, voller Sehnsucht und Hoffnung, sie würde wieder zwischen den Baumkronen erscheinen. Erst als Mutters stampfende Schritte hinter mir zu hören waren, wandte ich den Blick ab und drehte mich zu ihr herum. Ihr Gesicht war vor Sorge und gleich-zeitiger Erleichterung verzerrt. Ich konnte darin auch erkennen, wie aufgebracht sie war. Doch zu sehr berauschte mich das eben Erlebte, als dass ich hätte Reue für mein törichtes Verhalten ver-spüren können.

»Atemberaubend! Wie wunderschön sie war«, keuchte ich beseelt, als ob ich somit Mutters Wut und Sorge fortwischen könnte.

»Sie ist *gefährlich*«, zischte Mutter zurück und verpasste mir mit der Rückhand einen Schlag auf die Wange.

Ich blinzelte, doch ich empfand keinerlei Schmerz, zu aufgewühlt

waren meine Gefühle für derlei banale Empfindungen.

Alle Sorge und Erleichterung waren nun aus Mutters Gesicht gewichen und machten der unverfälschten Wut Platz. »Wie kannst du es nur wagen, ihr hinterherzulaufen? Wie kommst du dazu, dich derart leichtsinnig zu benehmen? Haben wir dich nicht oft genug gewarnt?«, spie sie mir aufgebracht entgegen. Ehe ich etwas erwidern konnte, packte sie mich harsch am Handgelenk und zog mich grob hinter sich her, zurück den Fluss entlang und auf den Hügel hinauf, wo unsere Wasserkübel ungenutzt im Gras lagen. Mutter schimpfte den ganzen Weg über, doch ich vernahm nicht ein Wort, das aus ihrem Mund kam. In meinen Gedanken flog ich mit der Fearane durch die Lüfte und ließ all das hier weit hinter mir zurück.

Zuhause angekommen ging ein wahres Donnerwetter auf mich nieder. Vater tobte, wie ich es nie zuvor erlebt hatte. Aber auch das ließ mich kalt, ebenso wie das tagelange Schweigen, mit dem mich meine Eltern strafte. Nie wieder durfte ich in ihrer Anwesenheit von der anmutigen Fearane sprechen. Doch wann immer sie nicht zugegen waren, bat meine jüngere Schwester Jéla mich, ihr alles von der wunderschönen Lilagefiederten zu erzählen. Gemeinsam schwelgten wir in dieser Erinnerung und malten uns aus, wie es wäre, mit den Gefiederten durch die Lüfte zu fliegen. So oft ich eben konnte, stahl ich mich von zuhause fort und durchstriefte die Flussgegend, versteckte mich im hohen Schilfgras und suchte sehnsüchtig den Himmel ab. Doch trotz all dieser Bemühungen erblickte ich keine weiteren Fearane in den Gegenden rund um unser Dorf. Daher begann ich, Kreidezeichnungen von meiner seltenen Sichtung auf Papier anzufertigen, da ich befürchtete, mit dem Lauf der Zeit die Erinnerungen an ihre Schönheit zu vergessen. Doch nie gab ich die Hoffnung auf, eines Tages erneut eines der geflügelten Geschöpfe zu sehen ...

Kapitel 1



Viele Sommer sind seit dieser bedeutsamen Sichtung ins Land gezogen und trotz all meiner Bemühungen war mir keine weitere Begegnung mit einem der geflügelten Wesen vergönnt. So vergeht der fünfzehnte Sommer meines Lebens und der Herbst zieht ein und färbt die Baumkronen des Lichtwaldes rotbraun, während der Anblick der Fearane nichts weiter bleibt als eine langsam verblassende Erinnerung in meinem Herzen.

Auf Vaters Geheiß begleiten meine jüngere Schwester Jéla und ich ihn in die nahegelegene Stadt Erosia, um ihm dort beim Verkauf der Getreideernte zu helfen. Seit unser Großvater im vergangenen Frühling verstarb, liegt es an Jéla und mir, fleißig mit anzupacken. Das Binden und Dreschen von Getreide wird somit wohl einen jeden meiner zukünftigen Sommer ausfüllen, ebenso wie das Verpacken und Verkaufen des gewonnenen Kornes einen jeden Herbst und die erneute Aussaat einen jeden Frühling. Es ist nicht gerade die Art von Beschäftigung, die ich mir für mein Leben wünschen würde, aber es ist eine sinnstiftende und unerlässliche Tätigkeit. Nach Vaters Ansicht weit wichtiger als das Träumen, Lesen und Schreiben, wofür ich bisher den Großteil meiner Zeit aufgewendet habe.

Da wir keine Pferde haben und Ari, unser altersschwacher Esel, den schweren, mit Getreidesäcken beladenen Karren nur mit Mühe und Not über eine derartige Strecke ziehen kann, bleibt uns nichts

anderes übrig, als die weite Reise zu Fuß zu bestreiten. Fast einen ganzen Tag sind wir unterwegs, ehe wir die Tore Erosias bei Einbruch der Dämmerung, müde und mit schmerzenden Gliedern passieren.

Jéla, die den Marsch mit zusammengebissenen Zähnen hinter sich gebracht hat, weint bitterlich, als sie sich die Stoffschuhe von ihren geschwellenen und blutigen Füßen streift. Ich reibe mir ebenfalls die wunden Sohlen, während ich mich neugierig in der Scheune umschaue, in der uns ein ansässiger Bauer für wenige Bronzemünzen Unterschlupf gewährt.

Trotz meiner Erschöpfung macht sich Aufregung in mir breit. Dies ist mein erster Aufenthalt in Erosia und ich bin gespannt, was es hier zu entdecken gibt. »Hör endlich auf zu jammern! Vater wird zornig, wenn er es mitbekommt«, zische ich Jéla zu, als mich ein erneutes Schluchzen von ihr aus meinen Gedanken reißt, und streiche ihr die tränenfeuchten Haarsträhnen aus dem verschwitzten Gesicht.

Sie verzieht die Lippen zu einem Schmollmund, hört jedoch endlich auf zu weinen.

»Was denkst du, werden wir morgen wohl etwas Aufregendes erleben?«, frage ich sie begeistert.

Jélas Augen weiten sich und der Schmollmund verschwindet augenblicklich. »Was denn?«, will sie gespannt von mir wissen.

Ich zucke die Schultern. »Wer weiß, was uns hier erwartet. Erosia ist eine richtige Stadt, nicht so ein kleines Dorf wie Schilfstätt. Womöglich wartet hier ja ein Abenteuer auf uns«, überlege ich verträumt. Dann fange ich an zu lachen und knuffe meiner Schwester neckend in die Seite, die mir daraufhin die Zunge herausstreckt.

Wir betten uns gemeinsam in das notdürftige Strohbett und kurz darauf ist Jéla tief und fest eingeschlafen. Ich starre noch eine ganze Weile an die Decke der Scheune und grübele darüber nach, wie hoch wohl die Wahrscheinlichkeit ist, dass wir hier in Erosia tatsächlich

ein kleines Abenteuer erleben. Vermutlich geringer als mir lieb ist. Trotzdem gleite ich mit einem seligen Lächeln und einem aufgeregten Kribbeln im Bauch in den Schlaf.

Am frühen Morgen werde ich unsanft von Vater aus dem Tiefschlaf gerissen, indem er ungeduldig an meiner Schulter rüttelt. »Hoch ihr zwei, ran an die Arbeit!«, knurrt er barsch, woraufhin Jéla und ich uns nahezu zeitgleich aus unserem Strohbett erheben.

Kurz darauf führt Jéla den alten Ari an einem Seil durch die überfüllten Straßen, während ich den Karren von hinten anschiebe, um dem armen Esel den Transport über den unebenen Boden zu erleichtern. Vater geht einige Schritte vorher und manövriert uns durch die Menschenmenge hin zum Marktplatz von Erosia.

Während ich den Körper gegen den Karren stemme, bestaune ich das bunte Treiben um mich herum. Nie zuvor habe ich so viele Menschen auf einmal gesehen. Die meisten sind wie wir auf dem Weg zum Marktplatz. Einige von ihnen transportieren ebenfalls Waren, die sie dort verkaufen wollen. Andere stehen in kleine Grüppchen zusammen und sind angeregt in Gespräche vertieft. Zwischen den Menschen bahnen sich Hühner und eine Ziege ihren Weg durch die Gassen und nähren mit ihrem Gackern und Blöken den ohnehin ohrenbetäubenden Lärmpegel.

Zwischendurch muss ich Jéla antreiben, da sie immer wieder mit weit aufgerissenem Mund stehen bleibt, um den lebhaften Trubel der Stadt zu bestaunen.

Als wir endlich den Marktplatz erreichen, bleibt mir jedoch ebenfalls der Mund offenstehen. Der riesige Platz ist angefüllt mit Ständen, die überladen sind mit exotischem Obst und Gemüse, Kräutern und Gewürzen, funkelndem Schmuck, farbenfrohen Gewändern und vielerlei schönen und seltsamen Gegenständen. Auf dem Platz sind mehr Menschen zugegen, als in ganz Schilfstätt leben. Unter ihnen herrscht geschäftiges Treiben, während sie laut-

stark feilschen, sich streiten oder einfach nur unterhalten und dabei zumeist wild gestikulieren. Von überall her ertönen die Rufe der Händler, die ihre vielfältigen Waren anpreisen. Ein Musikant mit einer Laute schlängelt sich geschickt durch die Menschenmassen, gefolgt von einer Schar Frauen in bunten Gewändern und mit klimperndem Schmuck, die beschwingt zu seinen Klängen tanzen. Verwahrloste Kinder betteln die Kauffreudigen um Essen oder ein paar Münzen an, bis sie von den verärgerten Händlern mit Stockschlägen und Tritten von einem Stand zum nächsten gescheucht werden.

Am liebsten würde ich überall zugleich hinschauen, um all diese Eindrücke in mich aufnehmen zu können. Doch da baut sich mein Vater vor mir auf, die Hände in die Hüften gestemmt und den Blick grimmig auf mich herab gerichtet.

»Das Getreide verkauft sich nicht von eurem Löcher-in-die-Luft-Gestarre. Weiter geht's!«, rügt er mich verärgert.

Rasch scheuche ich Jéla vorwärts, schiebe den Karren an und folge meinem Vater durch das Getümmel bis zum anderen Ende des Marktplatzes. Etwas abseits vom großen Treiben erreichen wir einen kleinen, klapprigen Stand, an dem ein schlaksiger Mann mit schütterem Haar lehnt.

Vater begrüßt den Standbesitzer höflich und beginnt sogleich mit ihm zu verhandeln. Da Vater keinen eigenen Stand besitzt, verkauft er das Getreide an Händler, die es ihrerseits weiterverkaufen. Für Vater springt dabei weit weniger heraus, als der Händler damit einstreicht, doch in Schilfstätt werden wir nicht genügend Korn los. So bleibt uns nichts anderes übrig, als in Erosia unser Glück zu versuchen. Der schlaksige Kaufmann kennt unsere missliche Lage und bietet Vater dennoch einen unverschämt niedrigen Preis. Während die beiden hitzig miteinander diskutieren, bleiben Jéla und ich einige Schritte abseitsstehen und beobachten die lebhafteste Betriebssamkeit auf dem Marktplatz.

Weder Jéla und ich noch unser Vater oder gar der Händler bemer-

ken den feingewandeten Mann, der an den Stand tritt und interessiert lauscht. »Wenn Ihr entschuldigen würdet«, wendet sich der Fremde höflich an Vater.

Sein jähes Auftauchen erschrickt mich und ich kann mich nur wundern, weshalb dieser wohlhabende Mann ausgerechnet meinen Vater anspricht. Mit dem edlen braunen Mantel und dem schwarzen Hut, den eine grünlänzende Feder ziert, sieht er kaum aus wie einer, der sich mit Bauern abgibt. Sein Aussehen und das dicke Buch, das er unter dem rechten Arm trägt, deuten darauf hin, dass er ein Gelehrter ist. Verwundert beobachte ich ihn dabei, wie er geduldig darauf wartet, dass mein Vater sich zu ihm umdreht, doch der ist viel zu sehr in sein Gezänk mit dem Händler vertieft, als dass er den Fremden bemerken würde.

Dies geht auch dem Gelehrten schließlich auf. Unschlüssig zuckt er mit den Schultern und wendet sich dann mir zu. Sein Lächeln ist aufrichtig und freundlich und seine Augen versprühen dabei eine gutmütige Wärme. Dennoch fühle ich mich sehr unwohl und senke verlegen den Blick zu Boden. Ich schäme mich für meine verschmutzten Kleider und die zerlumpten Schuhe. Mein Gesicht ist verschwitzt und staubbedeckt und vermutlich habe ich von der Nacht in der Scheune noch Reste vom Stroh im Haar.

»Entschuldigt bitte, junge Dame«, sagt der Unbekannte freundlich, woraufhin ich verwundert den Blick hebe. Erst jetzt bemerke ich die feine weiße Narbe, die sich über die eine Gesichtshälfte des Mannes erstreckt und nur im Sonnenlicht zu erkennen ist. Doch weit mehr verwundern mich seine Worte. Wie kommt so ein wohlhabender Gelehrter auf die Idee, mich als *Dame* zu bezeichnen? Womöglich ist er nicht bei Sinnen und ich sollte mich besser vor ihm in Acht nehmen. Da ich vor Unsicherheit keinen anständigen Laut herausbekomme, nicke ich bloß zaghaft.

»Gehe ich Recht in der Annahme, dass dieser wertere Herr hier Euer Vater ist?«, möchte der rätselhafte Fremde von mir wissen und

deutet auf den besagten.

Ich nicke erneut, immer noch misstrauisch.

»Wie ist Euer Name?«, will er höflich von mir wissen.

Ich schiebe mit meiner staubigen Schuhspitze einen Stein auf dem Boden hin und her, um etwas Zeit zu gewinnen. »Finéra«, murmele ich dann leise, als ich den geduldigen Blick des Mannes nicht mehr aushalte.

Er nickt nun seinerseits und schaut nachdenklich drein. Schließlich räuspert er sich und setzt abermals zum Sprechen an: »Ich habe eine weitere Frage an Euch. Sagt, junge Dame, könnt Ihr lesen und schreiben?«

Diesmal lasse ich allen Argwohn und jede Unsicherheit fahren und schaue ihm direkt in die Augen. Mit hochgerektem Kinn verkünde ich laut und deutlich: »Ja!« Ich bin die Einzige in meiner Familie, die die Kunst des Lesens und Schreibens beherrscht und darauf bin ich äußerst stolz.

Der Fremde lächelt beschwingt. »Hervorragend, das kommt mir sehr gelegen«, erwidert er zufrieden.

Diese Entgegnung weckt mein Misstrauen wieder. Was will dieser Gelehrte bloß von uns und warum erfreut er sich derart an meinen Fähigkeiten? Ehe ich zu einer Frage ansetzen kann, wendet sich der merkwürdige Fremde von mir ab, tritt entschlossen an Vater und den Händler heran und räuspert sich mehrfach, bis die beiden sich endlich zu ihm umdrehen.

Vaters Gesicht ist mittlerweile rot angelaufen und wutverzerrt. Seine Züge lockern sich jedoch ein wenig, als er den gutgekleideten Störenfried erblickt. Statt Zorn zeichnet sich nun Verwirrung in seinem Blick ab. Auch der Händler scheint nicht recht zu begreifen, was es mit dieser Unterbrechung auf sich hat.

»Entschuldigt bitte die Einmischung, mein werter Herr. Aber ich würde mich gerne mit Euch über Eure Tochter unterhalten«, erklärt sich der Gelehrte an Vater gerichtet.

Der sieht überrumpelt aus und wirft mir einen drohenden Blick zu. Gewiss ist er der Annahme, ich hätte etwas angestellt. Abwehrend ziehe ich die Schultern hoch und schüttele leicht den Kopf, was Vater nicht im Mindesten beruhigt.

Dem Gelehrten entgeht die allgemeine Verunsicherung nicht, die seine Worte ausgelöst haben, und so fügt er rasch hinzu: »Seid unbesorgt, mein Herr, es soll nicht Euer Schaden sein. Seid so gut und folgt mir in mein bescheidenes Heim und ich kläre Euch auf.« Erwartungsvoll blickt er Vater an und weist mit der freien Hand den Weg.

Vater zögert und zieht die Stirn kraus, während der Händler neben ihm lautstark protestiert, schließlich will er sich sein Geschäft nicht durch die Lappen gehen lassen. Doch der Gelehrte steht seelenruhig da und weist Vater mit freundlichem, aber bestimmtem Blick an, seinem Wunsch Folge zu leisten.

Ich beobachte gebannt, wie Vater einen Augenblick ratlos dasteht und zwischen dem Händler und dem Gelehrten hin und her blickt, ehe er sich seufzend zum Gehen wendet. Ein kurzer Wink bedeutet Jéla und mir, ihm zu folgen, und so tun wir wie geheißen, nicht ohne uns vorher einen fragenden Blick zuzuwerfen. Der alte Ari tritt, den Karren im Schlepptau, hintendrein.

Der Gelehrte geht vorneweg, mit seinem leicht humpelnden Gang, und pfeift vergnügt vor sich hin. Er führt uns fort von dem Marktplatz, vorbei an mehreren Häuserreihen. Je weiter wir uns von dem Platz entfernen, desto weniger Häuser säumen unseren Weg. Nach einer Weile stehen wir vor einem großen Backsteinhaus am Stadtrand. Wir durchschreiten das Tor, welches in einen hübschen, weiß getünchten Holzzaun eingelassen ist, und folgen einem schmalen Kiesweg bis hin zu einer breiten Eingangstür. Der Gelehrte steckt einen eisernen Schlüssel in das rostige Schloss und führt uns durch einen engen Flur, bis in ein geräumiges Zimmer.

Ich schaue mich ehrfürchtig um. An jeder Wand stehen Regale,

die bis oben hin gefüllt sind mit Büchern jeglicher Farbe und Größe. Staunend lasse ich meinen Blick über die unschätzbare Sammlung alter Schriftwerke streifen. In der Mitte des Raumes befindet sich ein massiver Schreibtisch, der ebenfalls überquillt von Büchern, unzähligen Schriftrollen und Papieren. Der wundersame Gelehrte deutet auf schwere Polstersessel, die in einer Ecke des Zimmers stehen, und bittet uns freundlich, darauf Platz zu nehmen. Verblüfft tun wir wie geheißen.

Mit zittrigen Händen legt er den dicken Wälzer, den er mit sich herumträgt, auf dem Schreibtisch ab. Ich kann sehen, dass seine Finger gerötet und geschwollen sind, ehe er sie rasch hinter dem Rücken verschwinden lässt. Dann verlässt er den Raum, um uns frischen Tee zu bringen.

Wir sitzen schon eine ganze Weile schweigend in den bequemen Sesseln inmitten all der Bücherberge und sehen uns voller Neugier um. Jéla wirft mir immer wieder verstohlene Blicke zu, als wolle sie fragen, was hier vor sich geht, aber ich zucke nur ahnungslos mit den Schultern. Ich bin viel zu aufgeregt, um mir irgendeinen Reim auf all das hier zu machen. Die Art wie Vater dasitzt, so steif wie ein Holzmännchen, verrät mir, dass er sich gänzlich unwohl fühlt.

Unser Gastgeber kehrt schließlich zurück, räuspert sich mehrmals und beginnt dann endlich, sich zu erklären: »Zunächst möchte ich Euch herzlich in meinem Haus begrüßen. Ich freue mich, dass Ihr meiner doch recht unerwarteten Einladung gefolgt seid. Mein Name ist Ruberián.« Während er spricht, schaut er uns alle drei abwechselnd an und bedenkt uns mit einem strahlenden Lächeln. Dann wendet er sich an Vater: »Nun, der Grund, weshalb ich Euch hergebeten habe, ist folgender: Ich habe Euch eine ganze Weile dabei beobachtet, wie Ihr mit dem Kaufmann am Verhandeln wart. Und da dachte ich mir, womöglich habe ich Euch einen Handel vorzuschlagen, der Euch und mir weitaus mehr einbringen wird, als das, was dieser Halunke Euch anzubieten hat.« Er blickt Vater

bedeutungsvoll an und wartet auf dessen Reaktion.

Der ist so überrumpelt, dass er sein Gegenüber zunächst nur verständnislos anstarrt. Auch Jéla und ich tauschen ratlose Blicke aus.

»Ich verstehe nicht recht. Wollt Ihr etwa Getreide von mir kaufen?«, will Vater zweifelnd wissen.

Der Mann, der sich Ruberián nennt, lacht lauthals auf, was meinen Vater unwillkürlich zum Zusammenzucken bringt. »Nein, an Eurem Getreide bin ich nun wirklich nicht interessiert. Ihr habt etwas anderes bei Euch, auf das ich aus bin«, erwidert er geheimnisvoll.

Vater blickt ihn weiterhin fragend an. Die Spannung in dem kleinen Zimmer ist beinahe greifbar. Alle warten wie gebannt auf das, was der Gelehrte gleich offenbaren wird.

Der räuspert sich abermals und lässt langsam seinen Blick schweifen, der schließlich auf mir zum Ruhen kommt. Seine Augen durchbohren mich wie zwei Nägel und heften mich förmlich an der Lehne meines Sessels fest.

»Eure Tochter«, verkündet er ohne weitere Umschweife und ich drohe vor Schreck vom Stuhl zu fallen – eingebildete Nägel hin oder her.

Kapitel 2



Vater springt ruckartig von dem Sessel auf. Ärger zeichnet sich in seinem Gesicht ab und seine Hände sind zu Fäusten geballt. »Meine Tochter steht nicht zum Verkauf!«, wettet er ungehalten. »Ich verhökere meine Tochter doch nicht wie einen Sack Getreide«, fährt er in Rage fort.

Jéla ergreift besorgt meine Hand und ich erwidere den Händedruck, während ich ansonsten stocksteif dasitze, die Augen vor Angst geweitet.

Ruberián lehnt weiterhin seelenruhig in seinem Sessel und hebt beschwichtigend die Hände. »Aber, aber, mein lieber Freund. Bitte, setzt Euch doch wieder! Ich fürchte, Ihr habt mein Anliegen missverstanden«, erklärt er besänftigend.

Seine Worte haben eine derart beruhigende Wirkung, dass Vater sich wie gewünscht in seinen Sessel fallen lässt. Er atmet schwer, aber seine Gesichtszüge werden allmählich weicher. Auch Jélas Griff lockert sich ein wenig und erst da bemerke ich, wie fest sie meine Hand gedrückt hat. Ich schüttele die schmerzenden Finger behutsam aus, rutsche unruhig auf meinem Sessel hin und her und warte gespannt auf den weiteren Verlauf dieser überaus ungewöhnlichen Unterhaltung.

Ruberián legt bedächtig die Hände übereinander, dann blickt er Vater fest in die Augen und setzt dazu an, sein Anliegen auszuführen: »Ich möchte Eure Tochter nicht käuflich erwerben. Vielmehr

möchte ich, dass Finéra bei mir in die Lehre geht. Ich bin bereits seit geraumer Zeit auf der Suche nach jemanden, der mich bei meinen Forschungen und Studien unterstützt, doch bislang vergebens. Eure Finéra macht einen aufgeweckten und gescheiten Eindruck auf mich und ich glaube, sie würde eine geeignete Schülerin für mich abgeben.«

Diese Worte hallen in meinem Kopf wider wie ein Echo und nur allmählich erschließt sich mir der Sinn. Meint Ruberián das tatsächlich ernst? Beinahe erwarte ich, dass er jeden Augenblick in schallendes Gelächter ausbricht und die ganze Angelegenheit als große Witzelei abtut. Doch nichts dergleichen geschieht. Die Situation kommt mir mit einem Mal so unwirklich vor, als würde ich träumen. Zur Überprüfung zwicke ich mir mit den Fingernägeln in den Handrücken, doch der einsetzende Schmerz beweist mir zweifelsfrei, dass ich wach bin.

Lange Zeit bleibt es vollkommen still im Raum, niemand sagt ein Wort. Ich blicke meinen Vater erwartungsvoll an, der stocksteif in seinem Sessel sitzt und das Geschehen ebenso wenig zu begreifen scheint wie ich. Er wirkt überfordert und weiß offenkundig nicht recht, wie er auf den Vorschlag reagieren soll.

Erst nach einer ganzen Weile durchbricht Ruberiáns ruhige Stimme das Schweigen. »Nun? Wie steht Ihr zu meinem Angebot?«, will er von Vater wissen.

»Ich verstehe immer noch nicht recht. Ich meine, wir sind Bauern, keine gescheiten Leute. Wie kommt Ihr darauf, dass ausgerechnet meine Tochter eine geeignete Schülerin für Euch wäre?«, entgegnet Vater misstrauisch.

Vor lauter Bestürzung über diese Worte schnappe ich lautstark nach Luft. Wie kann Vater mich in solch einer Situation als Bauerntölpel hinstellen? Nur weil ich einer Familie von Getreidebauern entstamme, heißt das noch lange nicht, dass ich nicht gescheit bin. »Ich *bin* geeignet«, platzt es aus mir heraus, ehe ich die Worte

zurückhalten kann.

Ruberián schaut mich an, ein zufriedenes Lächeln umspielt seine weichen Züge, das ich zaghaft erwidere. »Das habe ich vermutet«, gibt er zu und nickt voller Zuversicht.

Vater, der sich wegen unseres stillen Einverständnisses scheinbar übergangen fühlt, schnaubt verächtlich. Er wirft mir einen erzürnten Blick zu und wendet sich dann wieder an Ruberián: »Ich halte nicht viel von dieser Idee. Ich brauche Finéras Hilfe auf dem Hof. Sie ist zwar keine allzu kräftige Unterstützung, aber ich wurde nun mal nicht mit einem Sohn gesegnet. Ich kann es mir nicht erlauben, eine meiner Töchter hier dem Lesen und Faulenzen zu überlassen. Es wartet noch jede Menge Arbeit auf uns.« Er wirkt trotzig und dennoch kann ich die Bestimmtheit in seiner Stimme hören.

Voller Enttäuschung muss ich mit anschauen, wie Vater sich erhebt und zum Gehen wendet. Scheinbar hat sich die ganze Angelegenheit damit für ihn erledigt. Jéla steht ebenfalls zögerlich auf.

Ich setze zu einem erneuten Protest an, doch Ruberián kommt mir zuvor: »Nicht so eilig, mein Guter. Ich verstehe Eure Zweifel und gewiss wäre es ein einseitiges Angebot von mir, wenn ich Euch um Eure Tochter bäte, ohne Euch im Gegenzug etwas anzubieten. Wie ich gesehen habe, ist Euer altes Maultier bereits reif für den Ruhestand. Lasst es hier und nehmt stattdessen zwei meiner Rösser mit. Sie sind jung und kräftig und werden Euch gute Dienste bei der Feldarbeit leisten.«

Ungläubig werfe ich Vater einen Blick zu. Ein derartiges Angebot kann er *unmöglich* abschlagen! Tatsächlich ist er sichtlich am Grübeln und neigt den Kopf abwägend hin und her. Doch so verlockend der Vorschlag auch ist, der Sturkopf will nicht so leicht nachgeben.

Ruberián beobachtet ihn sorgfältig, dann fügt er hinzu: »Selbstverständlich wird Finéra hier gut versorgt, mit Nahrung, Kleidung

und einem eigenen Schlafbereich. Für Ihre Mitarbeit bekommt sie einen kleinen Lohn von, sagen wir mal, fünf Güldentaler für den Anfang, von dem sie einen Teil an ihre Familie weitergeben kann, wenn sie denn möchte.«

Vaters Augen werden bei diesen Aussichten groß und rund und mir klappt jäh die Kinnlade herab. Jéla stößt einen quiekenden Laut aus und schlägt sich geräuschvoll die Hand vor den Mund. Fünf Güldentaler verdient Vater an der gesamten Getreideernte eines Sommers, wenn sie ertragreich war.

Doch Ruberián ist noch nicht fertig mit seinem Angebot: »Zusätzlich bin ich gerne bereit, eine Vereinbarung mit einem befreundeten Händler für Euch auszumachen. Er ist gewiss einverstanden, Euer Getreide für einen angemessenen Preis entgegenzunehmen. So braucht Ihr Euch nicht mehr mit zwielichtigen Halsabschneidern herumzuschlagen, die Euch einen Hungerlohn für Euer hart erarbeitetes Korn anbieten. Und selbstredend könnt Ihr jederzeit hier nächtigen, wenn Ihr zum Verkauf Eurer Waren in der Stadt seid.« Damit schließt Ruberián sein Angebot und lächelt zufrieden in die Runde.

Vater muss sich vor Überwältigung zurück in den Sessel sinken lassen. Ungläubig reibt er sich mit seinem Taschentuch den Schweiß aus dem Gesicht. Er ächzt und seufzt schwer, als hätte er soeben mit Säcken voll Getreide jongliert. Er scheint diese ganze Angelegenheit ebenso wenig glauben zu können wie ich.

Es kommt mir vor, als würde ich schweben und in meinen Ohren rauscht es beständig, während ich mir ausmale, was geschieht, wenn Vater dem Angebot zustimmt. Ich würde hier in Erosia leben und Teil dieses aufregenden Spektakels werden. Statt mich mit dem blöden Dreschflegel herumzuschlagen, könnte ich all diese Bücher lesen. Ich könnte so vieles über diese Welt lernen und eines Tages eine richtige Gelehrte sein. Aufgeregt schaue ich zu Jéla herüber und bemerke erst da, dass sie zusammengekauert in ihrem Sessel

sitzt und mit den Tränen ringt. Ihr Anblick dämpft meine Begeisterung ein wenig. Gewiss, Jéla müsste ohne mich nach Hause zurückkehren und wir würden voneinander getrennt. Die Vorstellung schmerzt mich, doch selbst sie kann das Lächeln nicht aus meinem Gesicht vertreiben.

Vater bittet Ruberián schließlich um eine Nacht Bedenkzeit, woraufhin dieser uns zwei Zimmer im Obergeschoss seines Hauses zum Schlafen herrichtet. Vor dem Abendessen gehen Jéla und ich nach draußen in den Stall, um Ari und Ruberiáns Pferde zu füttern.

Ich bin so aufgeregt, dass ich auf dem ganzen Weg Luftsprünge mache und wie wild um Jéla herumtanze. »Hast du gehört Ari? Wir können vielleicht hierbleiben. Dann müsstest du nie wieder schwere Karren ziehen und ich werde eine echte Gelehrte«, flüstere ich unserem alten Esel zu, als wir den Stall erreichen, und verpasse ihm einen Kuss auf die haarigen Nüstern.

Ari schnaubt zur Antwort leise und reckt sich nach der Karotte, die er in meiner Hand entdeckt hat. Während ich ihm die Rübe anreiche, beginnt Jéla hinter mir zu schluchzen.

»Ach, liebste Jéla«, sage ich bestürzt und nehme sie in den Arm. Ich hebe sie hoch und drücke sie fest an mich. Mit ihr im Arm drehe ich mich im Kreis herum, sodass ihre Beine durch die Lüfte fliegen. Früher habe ich sie ständig so umhergeschwungen, doch irgendwann ist meine kleine Schwester zu groß geworden. Daher ernte ich trotz ihres Verdrusses ein freudiges Jauchzen von ihr.

»Freust du dich denn nicht für mich?«, frage ich sie vorwurfsvoll, nachdem ich sie wieder zu Boden gelassen habe.

»Doch«, versichert Jéla mir klagend. »Das tue ich wirklich. Aber was soll ich denn nur ohne dich machen?«, will sie von mir wissen, während ihr einige einsame Tränen über die Wangen rinnen.

Ich muss lange tröstend auf Jéla einreden, bis sie sich wieder einigermaßen beruhigt hat. Auch mir wird schwer ums Herz, wenn

ich daran denke, hierzubleiben und Vater und Jéla ohne mich ziehen zu lassen. Ich könnte mich nicht einmal richtig von Mutter und Sóla verabschieden. Aber ich habe mir immer ein Abenteuer gewünscht und dies hier, könnte der Anfang von einem sein. Diese Aussicht übersteigt meine Bekümmernung bei Weitem.

Als wir wieder am Haus ankommen, erwartet uns ein struppiger, überaus ungepflegter Hund vor Ruberiáns Tür. Behutsam nähern wir uns dem Vierbeiner, der jedoch keinen bedrohlichen Eindruck macht. Fröhlich wedelt er mit dem Schwanz und scheint ganz begierig darauf zu sein, ins Haus gelassen zu werden. Da Ruberián gewiss keinen dreckigen Straßenhund in seinem Heim duldet, schiebe ich ihn vorsichtig von der Tür fort, ehe ich sie öffne. Doch kaum ist die Tür einen Spalt geöffnet, prescht der ungestüme Hund an mir vorbei ins Innere und stößt mich dabei zu Boden. Ich werfe Jéla einen panischen Blick zu, während ich mich aufrappele, und wir stürzen eiligst hinter dem Tier her, um es wieder einzufangen.

Als wir das Wohnzimmer keuchend erreichen, bleiben wir verblüfft stehen. Das Bild, das sich uns bietet, überrascht uns beide gleichermaßen. Ruberián sitzt wie üblich in seinem schweren Sessel, den ungepflegten Vierbeiner auf dem Schoß, der vor lauter Schwanzwedeln beinahe hintenüberfällt und Ruberián ungeniert durch das Gesicht schlabbert. Doch der Gelehrte scheint darüber nicht im mindesten erzürnt zu sein, sondern genießt die feuchtfrohliche Begrüßung sichtlich, während er dem ungestümen Hund liebevoll den Kopf tätschelt.

Ich komme aus dem Staunen nicht mehr heraus, auch nicht als Ruberián sagt: »Darf ich euch meinen Freund vorstellen? Dieser Hund ist mir seit einigen Sommern ein treuer Gefährte. Er kommt und geht zwar, wie es ihm passt, aber wiederkommen tut er in jedem Fall.«

»Wie heißt er?«, möchte ich wissen, als ich mich endlich von der

Aufregung erholt habe.

Ruberián zuckt mit den Schultern. »Er hat mir seinen Namen nie verraten«, erwidert er schmunzelnd.

Eines ist nun jedenfalls gewiss: Es gibt noch einen weiteren Grund, weshalb ich unbedingt bei Ruberián bleiben muss. Dieser zottelige Streuner braucht dringend jemanden, der sich um seine Fellpflege kümmert – und ihm einen Namen gibt.

Kapitel 3



Die ganze Nacht über habe ich mich unruhig hin und her gewälzt und kaum ein Auge zugemacht. Vater wollte mir am Abend zuvor keinen Entschluss mehr mitteilen und sich auch sonst nicht weiter zu dem Geschehenen äußern. Als ich erwache, bin ich daher gespannt wie eine Bogensehne und springe aufgeregt aus dem Bett.

Jéla schläft noch tief und fest und ich muss lange an ihren dünnen Schultern rütteln, bis sie endlich die Augen öffnet. Sie blickt sich verwirrt um, als wüsste sie nicht recht, wo wir uns befinden. Dann klärt sich ihr Blick allmählich und die Erinnerungen kehren zurück, wie ich zweifelsfrei an ihrem betäubten Gesicht ausmachen kann.

Ich dränge sie zur Eile und kurz darauf begeben wir uns über die gewundene Treppe nach unten. Ruberián sitzt bereits an seinem Schreibtisch über ein dickes Buch gebeugt und scheint in einer anderen Welt versunken.

Jéla und ich bleiben unsicher im Türrahmen stehen und warten ungeduldig. Nach einer Weile räuspere ich mich leise und da endlich blickt Ruberián von seinem Buch auf und bemerkt uns.

»Einen wunderbaren guten Morgen, meine Damen«, begrüßt er uns beschwingt und erhebt sich von seinem Arbeitsplatz. »Bitte folgt mir ins Esszimmer. Ein nahrhaftes Frühstück wartet auf uns«, lädt er uns freundlich ein.

Das muss er uns nicht zweimal sagen und bald darauf kommt

auch Vater die Treppe herab und gesellt sich zu uns. Wir essen schweigend, obwohl Jéla und ich aufgereggt auf unseren Stühlen herumrutschen.

Nachdem wir alle gesättigt sind, begeben wir uns in das große Wohnzimmer, wo wir wieder in den schweren Sesseln Platz nehmen. Der Raum ist von einem gespannten Knistern erfüllt, doch es dauert eine ganze Weile, bis Ruberián endlich das Wort ergreift: »Nun, mein lieber Béran. Ihr habt mich um eine Nacht Bedenkzeit gebeten. Ich hoffe, Ihr konntet die Zeit nutzen, um über mein Angebot nachzudenken. Seid Ihr bereit, mir Euren Entschluss mitzuteilen?«

Vater runzelt die Stirn, als müsse er die ganze Angelegenheit noch einmal überdenken. Er neigt den Kopf erst zur einen, dann zur anderen Seite und seufzt schwer, als würde ihm die Antwort einiges an Kraft abverlangen. »Herr Ruberián, Euer Angebot lässt mir ja kaum eine Wahl. Was bleibt mir, außer Euch meine Tochter als Schülerin zu überlassen? Obwohl mir ganz und gar nicht wohl bei dieser Entscheidung ist. Meine Frau wird alles andere als erfreut darüber sein«, verkündet er schließlich.

Mein Herz macht einen Satz und ich kann meine Freude kaum verbergen. Ruberiáns Hund kommt derweil hereingetrabt und stupst mich mit seiner feuchten Nase an. Offensichtlich hat er ein Bad genossen, denn sein Fell ist nun hellbraun und glänzend, wenn auch nicht weniger zottelig. Gedankenverloren kraule ich ihm die Ohren. Er hechelt dabei zufrieden und sieht beinahe so aus, als würde er mich breit angrinsen. Ich kann es mir nicht verkneifen, das vermeintliche Grinsen zu erwidern. Ansonsten bemühe ich mich darum, nicht in lautes Jubelgeschrei auszubrechen, denn weder Vater noch Jéla sehen sonderlich glücklich aus.

Vater starrt zähneknirschend auf das Tier an meiner Seite – ihm ist weder nach Grinsen noch nach Jubeln zumute. Eher danach, aufzuspringen und das Untier von mir zu verscheuchen. Nach einer

Weile löst er den Blick von dem vergnügt wedelnden Hund und wendet sich wieder unserem Gastgeber zu.

Ruberián, der geduldig darauf gewartet hat, dass unsere Aufmerksamkeit zu ihm zurückkehrt, lächelt zufrieden und nickt verständnisvoll. »Mein lieber Béran, ich bin äußerst erfreut über Eure Entscheidung und hoffe, dass Ihr Euch nicht allzu lange unwohl damit fühlen werdet. Bitte bleibt noch einen Tag Gast in meinem Hause, ehe Ihr Euch zurück in Euer Dorf begeben.«

Vater nimmt auch dieses großzügige Angebot dankend an und so verbringen Jéla und ich den Tag über bei den Pferden und Ari, während Vater Ruberián zu seinem befreundeten Händler begleitet.

Am Abend nutze ich die letzte Gelegenheit, um meiner Schwester Jéla das Lesen beizubringen. Seit jeher versuche ich, ihr einzu-bläuen, wie wichtig es ist, doch bisher war sie eine eher unaufmerk-same Schülerin. Nun bereut sie es, dass sie nicht strebsamer war. »Du musst bloß fleißig üben, dann kannst du die Briefe lesen, die ich dir schicken werde. Und übe weiterhin schreiben, damit du mir auch antworten kannst«, sage ich, um sie aufzumuntern.

Sie nickt zerknirscht, doch die Vorstellung scheint ihr Trost zu schenken, denn so können wir wenigstens in Kontakt bleiben. Mich tröstet dieser Gedanke ebenfalls. So sehr ich mich auch über die unverhoffte Wandlung in meinem Leben freue, macht mir der bevorstehende Abschied doch das Herz schwer. Ich werde meine Schwestern und Mutter fürchterlich vermissen. Es bedrückt mich, dass ich mich nicht noch einmal von ihr und Sóla verabschieden kann. Der Abschied vor zwei Tagen fiel knapp aus, schließlich habe ich nicht damit gerechnet, dass ich die beiden für eine längere Zeit nicht wiedersehen würde. Aber Ruberián hat mir versichert, dass ich sie regelmäßig besuchen kann. Diese Aussicht lindert meine Not und die Erwartungsfreude lässt auch die letzten Zweifel in mir erlöschen, wie eine Flamme im Sturm.

Die Nacht verbringen Jéla und ich eng aneinandergeschmiegt in

einem Bett. Wir vergießen beide ein paar Tränen in die weichen Kissen und versprechen uns ein baldiges Wiedersehen.

Nach einem ausgiebigen Frühstück am kommenden Morgen stehen Ruberián, Vater, Jéla und ich draußen vor dem Haus herum und wechseln ein paar letzte Worte. Die beiden Pferde, die Ruberián Vater geschenkt hat, sind bereit zur Abreise und scharren ungeduldig mit den Hufen. Der braune Hengst, Rukaz, ist vor den Karren mit den leeren Getreidesäcken gespannt. Die schwarz-weiße Stute namens Luria trägt ein Halfter und einen Sattel.

Der Abschied zwischen Jéla und mir fällt tränenreich aus und sie muss mir versprechen, Mutter und Sóla einen dicken Kuss von mir zu geben. Wir drücken uns ein letztes Mal fest, dann trete ich einen Schritt zurück.

Vater blickt verunsichert zu Boden, als ich auf ihn zutrete, um mich zu verabschieden. Auch in seinen Augenwinkeln sehe ich eine Träne blitzen. Nachdem er einige Male von einem Fuß auf den anderen getreten ist, zieht er mich an sich heran und klopft mir unbeholfen auf die Schulter. Er reicht Ruberián zum Abschied die Hand und steigt auf Luria. Jéla klettert auf den Getreidekarren und die Pferde setzen sich langsam in Bewegung.

Ich laufe ihnen ein ganzes Stück nach, bis mir die Bauchseiten schmerzen und mir die Luft ausgeht. Keuchend bleibe ich stehen und stemme die Hände in die Seiten. Jéla winkt mit beiden Armen wild von dem Karren aus zu mir herüber. Sie ruft etwas, doch es geht in meinem Keuchen und Prusten unter. Ich winke ihr mit letzter Kraft und tränenverschwommenem Blick hinterher.

Erst als der Karren aus meinem Blickfeld verschwunden ist, drehe ich mich um und wandere gemächlich zu Ruberiáns Haus zurück, während ich mir verstohlen die Tränen aus den Augen wische.

Als ich das Haus betrete, sitzt Ruberián wieder an seinem Schreibtisch über ein Buch gebeugt und lädt mich mit einem freundlichen

Kopfnicken ein, mich dazu zu setzen. Ich komme der Einladung nach, wobei ich beinahe über den Hund stolpere, der neben dem Schreibtisch eingerollt auf einem Kissen liegt. Als ich nah genug herangekommen bin, deutet Ruberián auf das Buch vor sich. Ich werfe einen neugierigen Blick auf die Überschrift, die in großen Buchstaben auf der aufgeschlagenen Seite prangt: *Die Heilkunst der Fearane*.

Ein Keuchen kommt über meine Lippen und ein aufgeregtes Kribbeln fährt durch meinen Körper. Noch einmal lese ich die Worte, um mich davon zu überzeugen, dass ich mich nicht verlesen habe. Dann werfe ich Ruberián einen fragenden und zugleich hoffnungsvollen Blick zu.

Ruberián hat meine Reaktion gebannt verfolgt und hat ein leichtes Lächeln auf den Lippen, doch er sagt nichts, sondern schaut mich unentwegt an.

»Ihr lehrt mich etwas über Fearane?«, platzt es ungläubig aus mir heraus. Während ich auf seine Antwort warte, halte ich gespannt die Luft an. Ich wage es kaum, daran tatsächlich zu glauben, aus Furcht vor einer bevorstehenden Enttäuschung.

»Ja, Finéra. Ich bin Gelehrter der Geschichte und des Lebens der Fearane«, verkündet mir Ruberián voller Stolz. »Und *du* bist nun meine Schülerin. Als solche wirst du alles erfahren, was es über das geflügelte Volk zu wissen gibt – jedenfalls soweit ich selbst davon Kenntnis habe«, fügt er vergnügt hinzu.

Mit einem lauten Zischgeräusch lasse ich die angestaute Luft aus meinen Lungen entweichen. Ich kann mein Glück kaum fassen. Niemals hätte ich damit gerechnet, dass mich Ruberián ausgerechnet in der Fearanekunde lehren will. Endlich kann ich alles über die geheimnisvollen Fluggeschöpfe lernen, was ich schon immer wissen wollte. Gewiss erfahre ich dann auch, weshalb die Gefiederten verschwunden sind und ob sie zurückkehren werden und – womöglich ... werde ich sogar welche zu Gesicht bekommen.

Kapitel 4



Die erste Zeit bei Ruberián vergeht wie im Flug. Ich lese unzählige Bücher über die Fearane und Ruberián erzählt mir einiges Weitere, was in keinem der Bücher zu finden ist. Er kennt viele Geheimnisse des geflügelten Volkes und ich schließe aus seinen Erzählungen, dass er einmal mit Fearanen zusammengelebt hat. Doch die etlichen Male, die ich ihn darauf anspreche, weicht er meinen Fragen aus und äußert sich nicht weiter über seine genaue Beziehung zu den Gefiederten. Auch über die Gründe ihres Verschwindens aus den Reihen der Menschen, möchte er mir bislang nichts berichten.

»Eines nach dem anderen«, bekomme ich regelmäßig von ihm zu hören.

Dafür habe ich vieles über die Besonderheiten der Fearane in Erfahrung bringen können. Zwar sind sie uns äußerlich recht ähnlich, doch es gibt neben den Flügeln noch eine Vielzahl weiterer Unterscheidungsmerkmale. So sind sie uns körperlich weit überlegen, sie sind größer und kräftiger als die Menschen. Zudem altern sie viel langsamer und können doppelt oder mehr Sommer erleben als wir. Außerdem gibt es zwölf verschiedene fearanische Urgattungen, die sich in Aussehen und Wesen stark unterscheiden. Eines eint jedoch alle Gattungen: die tiefe Naturverbundenheit. Fearane lieben alles, was wächst, lebt und gedeiht und fühlen sich für das Leben um sie herum verantwortlich. Besonders aufregend finde ich

ihre Fähigkeit, sich mittels Gedankenkraft mit Tieren, vor allem mit Vögeln, zu verständigen. Sie erspüren auf eine geistige Art, die Empfindungen der Tiere und können mit ihnen Gedanken austauschen. Deshalb würden sie keinem Lebewesen einen Schaden zufügen, nicht mal dem unbedeutendsten Insekt. Sie haben sich vollkommen dem Schutz jener verschrieben, die nicht für sich selbst eintreten können. Daher ernähren sie sich auch ausschließlich pflanzlich und verachten den Verzehr von getöteten Tieren.

Zudem tragen oder verwenden sie weder Wolle noch Leder, beides sehr beliebte Materialien unter den Menschen. Stattdessen stellen sie für leichte Stoffe ein Gewebe aus einer speziellen Pflanze her, dem Flatterkraut. Für robustere Kleidungsstücke wie Schuhe und Rüstzeug, fertigen sie ein lederartiges Material aus Baumrinde an. Ruberián hat mir eine wunderschöne Robe aus dem seidigen Flatterkrautstoff geschenkt. Der gelb-orangene Stoff ist so zart wie Blütenblätter und fühlt sich am Körper ebenso leicht an.

Die fearanische Naturverbundenheit fasziniert mich so sehr, dass ich fortan ebenfalls um einen umsichtigen Umgang mit der Natur und den Tieren um mich herum bemüht bin. Erst gestern habe ich einen Käfer gerettet, der beinahe von dem Rad eines schwer beladenen Karrens eines fahrenden Händlers zerquetscht wurde. Der Kaufmann hat mich bald für verrückt erklärt, weil ich ihm wild winkend und schreiend vor den Wagen gesprungen bin, aber ich war überaus zufrieden, als ich den kleinen braungepanzerten Krabbler erst einmal in Sicherheit gebracht hatte. Ich habe zudem bereits eine Vielzahl von Versuchen hinter mir, den alten Ari oder Ruberiáns Hund – ich habe ihn Rubi getauft – in ein Gespräch zu verwickeln. Doch was ich auch angestellt habe, eine wirkliche Antwort habe ich von keinem der beiden erhalten. Rubi reagiert zwar auf alles, was ich ihm sage, aber er macht zumeist genau das Gegenteil. Ich muss mir wohl eingestehen, dass meine artübergreifenden, kommunikativen Fähigkeiten mit denen der Fearane nicht

im Mindesten mithalten können.

Neben ihrem Vorsatz Natur und Tiere zu schützen, ist es der Glaube an die Seelen, der die Fearane leitet. So sind sie davon überzeugt, dass eine Seele bereits viel länger existiert und in der Welt umherschwirrt, ehe sie eine körperliche Hülle bezieht. Auch nach dem Tod verschwindet diese Seele nicht einfach, sondern verlässt den Körper und zerstäubt in abertausende kleine immaterielle Teilchen. So gesehen verlassen die Seelen Verstorbener also niemals unsere Welt. Eine Vorstellung, die mir außerordentlich gut gefällt und mich hoffnungsvoll stimmt. Wann immer ich draußen bin, betrachte ich die Luft um mich herum und stelle mir vor, wie kleinste Seelenpartikel von Fearanen um mich herumschwirren, die vor ewigen Zeiten einmal hier gelebt haben mögen.

Doch nicht mal Ruberián kann genau sagen, wie die Fearane überhaupt in diese Welt kamen. Denn sie haben nicht immer hier existiert. Es gab schon lange Menschen, bevor die Ära der Fearane begann. So viel zumindest ist gewiss. Ruberián weiß nur, dass der Ursprung der Fearane mit den Urkristallen zusammenhängt. Zwölf verschiedenfarbige Kristalle, denen der Legende nach die zwölf Urgattungen entsprungen sind. Die Kristalle stellen sowohl den Ursprung als auch die Lebensquelle der Fearane dar. Wobei ich nicht recht verstehe, wie Kristalle so etwas zustande bringen können. Damit muss es etwas Mystisches auf sich haben. Ebenso wie mit den Fearanen selbst.

In einem von Ruberiáns Büchern finde ich eine bebilderte Auflistung aller zwölf Urgattungen. Beim Durchblättern stellt sich heraus, dass es sich bei der wilden Fearane, die ich Jahre zuvor am Ufer des Schilflaufs gesehen habe, um eine Kaliare handelte, eine sehr scheue und flüchtige Gattung. Daher finde ich auch nur wenige Informationen über sie in den Büchern. Selbst Ruberián ist erstaunt, als ich ihm von meiner Sichtung berichte.

»Dann hast du eine äußerst seltene Entdeckung gemacht, junge

Fearanekundige. Eine Kaliare habe ich in meinem ganzen Leben noch nicht gesehen. Sie lebten schon seit jeher in den tiefsten und dunkelsten Orten alter Wälder, hoch oben in den Wipfeln dicht gewachsener Bäume. Es heißt sie beherrschen ein wenig Magie, die ihnen dabei hilft, sich vor den Augen unerwünschter Besucher zu verstecken. Das könnte natürlich eine Erklärung dafür sein, weshalb sie kaum ein Mensch je zu Gesicht bekommen hat. Womöglich sind sie aber auch bloß besonders vorsichtig«, erklärt er mir beeindruckt.

Auch wenn es vermutlich ewig dauern wird, bis ich alle Urgattungen auswendig kenne, macht es mir immer wieder Freude, die verschiedenen Arten zu studieren. Es fasziniert mich, wie unterschiedlich einige der Gattungen sind, obwohl sie doch alle demselben Volk angehören und einen Ursprung teilen.

Da sind zum einen die Fineren, mit ihrem leuchtend roten Gefieder, das bei jedem Flügelschlag wie Feuer lodert. Sie lieben Musik und Tanz und sind der feierfreudigste Schlag unter den Fearanen. Die Siliaren hingegen bevorzugen die Stille. Sie verbringen viel Zeit schweigend in den tiefsten Winkeln der Wälder und ehren dadurch die Natur. Mehr noch als alle anderen Fearane, glauben sie an die tiefe Kraft des Naturreiches und versuchen eins zu werden mit ihm. Wie die Bücher illustrieren, vermögen sie es mit ihrem zartgrünen Federkleid und ihrer dunklen Haut nahezu mit den Bäumen des Waldes zu verschmelzen.

Als der Herbst sich dem Ende neigt und die Bäume auch ihre letzten Blätter abgeworfen haben, um sich auf den Frühling vorzubereiten, habe ich gefühlt mehr über die Fearane gelernt, als ich über die gesamte Menschheit weiß. Auch Ruberián ist überaus zufrieden mit meinen Fortschritten, wie er mir immer wieder lobend versichert. Selbst meine Mutter und Jéla haben mir in ihren kurzen, schwer zu entziffernden Briefen mitgeteilt, wie stolz sie auf mich sind. Und

mein Vater – nun, der lässt mir viel Vergnügen bei meinem bequemen, neuen Zeitvertreib ausrichten. Allerdings weiß keiner meiner Familienmitglieder, was genau ich bei Ruberián lerne. Meine Eltern wären außer sich, wenn sie wüssten, dass ich tagtäglich die ach so bössartigen Flügelkreaturen studiere. Das ist der Grund, weshalb ich in meinen Briefen nach Hause stets vage bleibe, wenn es darum geht, was Ruberián mich lehrt. Obwohl ich Jéla zu gerne davon berichten würde.

Am Abend eines weiteren lehrreichen Tages sitzen Ruberián und ich wie üblich in seinem Wohnzimmer vor dem Kamin. Ich betrachte gerade ein paar Abbildungen verschiedener *Siranis*, den verschnörkelten Zeichen der Fearane, die sie vor allem auf der Haut tragen, als Ruberián sich räuspert.

Ich schaue auf und blicke in sein unentschlossenes Gesicht. Er sieht aus, als würde er wegen irgendetwas mit sich hadern. Also lege ich die Zeichnungen beiseite und schaue ihn aufmerksam an. Während ich ihn so betrachte, wird mir bewusst, wie gern ich diesen weisen, liebevollen Mann habe, der mein Leben so grundlegend verändert hat. Sein Gesicht strahlt dieselbe Güte und Offenheit aus, die er immer an den Tag legt. In der Zeit, in der ich bei ihm lebe, ist er nahezu zu einem zweiten Vater für mich geworden. Ein Vater, der mir – ganz im Gegensatz zu meinem wahrhaftigen Vater – stets Verständnis und Respekt entgegenbringt.

Nun scheint mein liebgewonnener Lehrmeister Schwierigkeiten zu haben, mit einer Bitte oder Frage herauszurücken, also helfe ich etwas nach, indem ich ihn frage: »Ruberián, brennt dir etwas auf der Seele?«

Er schreckt auf und wirkt für einen kurzen Moment beinahe verärgert, doch dann wird sein Ausdruck wieder milde. »Finéra, ich möchte dich um etwas bitten. Um die Wahrheit zu sagen, bist du genau aus diesem Grunde überhaupt hier. Ich musste nur erst herausfinden, ob du die Richtige bist, für das, worum ich dich bitten

will. Aber nun, wo ich dich besser kenne, bin ich mir sogar sicher, dass ich niemand Besseren hätte finden können«, gesteht er mir schließlich.

Ich fühle mich von seinen Worten geschmeichelt, auch wenn ich kaum etwas davon verstehe. Zögerlich nicke ich und warte darauf, dass er fortfährt.

Er schweigt lange und erst, als ich ihn erneut ansprechen will, durchbricht er die Stille: »Ich möchte dich bitten, etwas für mich aufzuschreiben. Es ist eine Geschichte, eine wahre Begebenheit, die sich vor langer Zeit zugetragen hat. Es ist eine umfangreiche Geschichte und wir werden wohl eine ganze Weile daran sitzen. Ich hatte eigentlich vor, sie selbst niederzuschreiben, aber die Gicht macht mir immer mehr zu schaffen. Es fällt mir zusehends schwerer, über längere Zeit eine Feder zu halten. Es würde Ewigkeiten dauern, bis ich alles auf Papier gebracht hätte. Deine Finger hingegen sind flink und gesund.«

Ich bin überrascht, ob dieser einfachen Bitte. Aufgrund seines langen Zögerns und Zierens hatte ich tatsächlich mit etwas Unangenehmerem gerechnet. Dennoch überlege ich eine Weile und lasse mir seine Worte durch den Kopf gehen. Schließlich nicke ich. »Ich würde gerne diese Geschichte für dich aufschreiben. Verrätst du mir, worum es darin geht?«, möchte ich neugierig wissen.

»Es ist die Geschichte von Sera oder anders gesagt: Die Geschichte der letzten Tiare«, verkündet Ruberián. Er spricht die Worte so andächtig und bedeutungsvoll aus, dass ich ehrfürchtig nicke, auch wenn ich weder weiß, wer Sera ist, noch was es mit der letzten Tiare auf sich hat.

Am liebsten hätte ich sogleich mit dem Schreiben der Geschichte begonnen, aber Ruberián winkt ab und vertröstet mich auf den folgenden Tag. Also verbringe ich den restlichen Abend damit, die Bücher zu wälzen, um mehr über die Tiaren herauszufinden. Wie

ich bereits vermutet habe, handelt es sich um eine der Urgattungen. Zeichnungen von Fearanen mit tiefgrün schimmernden Flügeln schmücken das Buch unter der Überschrift *Tiaren*. Sie sind zierlich und anmutig. Mit ihren schlanken Gesichtern und hohen Wangenknochen, wirken sie stolz wie Pfaue. Der Ausdruck in ihren Augen hat etwas Waches, Lebendiges. Beinahe erwarte ich, dass die abgebildeten Tiaren sich jeden Augenblick von dem Papier erheben und um mich herum durch die Lüfte sausen.

Der Text neben den Bildern verrät mir, dass es sich um eine eher seltene Gattung der Fearane handelt. Weiter steht dort:

Die Tiaren sind beflügelt durch die Suche nach einem höheren Sinn in ihrem Leben. Daher zieht es sie im Alter meist in die Welt hinaus, statt ihr Leben, wie für Fearane üblich, in einer Stammesgemeinschaft zu verbringen. Dabei werden sie angetrieben durch eine ausgeprägte Neugierde und einem Drang zur freien Entfaltung. Häufig stößt ihre eigenwillige und autonome Lebensweise bei ihren Artverwandten auf wenig Anklang.

Einzig ihre Seelenverwandten haben Einblick in die verborgene Gefühlswelt der Tiaren. Die Seelenverwandtschaft ist ein einmaliges Phänomen unter den Fearanen und tritt nur bei Tiaren auf. Zumeist zeigt sich bei den Tiaren schon früh eine ausgeprägte Verbindung zu einem anderen Fearanen, ganz gleich welcher Gattungsherkunft. Diese Verbundenheit ist beiderseitig spürbar und geht mit der gegenseitigen Wahrnehmung der Gefühle und Sinneseindrücke einher. Es ist anzunehmen, dass die Seelenverwandtschaft bereits vor der Geburt besteht und die zwei Seelen seit Anbeginn ihrer Existenz miteinander verbandelt sind.

An anderer Stelle finde ich noch folgende Notiz: *Das Schlimmste, was man Tiaren antun kann, wäre sie ihres Seelenverwandten oder ihres freien Willens zu berauben. Beides käme einem Todesurteil gleich.*

Ich lege die Bücher beiseite und sinne über das Gelesene nach. Wie es sich wohl anfühlt, einen Seelenverwandten zu haben? Ich stelle es mir merkwürdig vor, die Empfindungen und Eindrücke eines anderen wahrzunehmen. Ich frage mich, wie man sich dann sicher sein kann, *wessen* Gefühle man gerade spürt – die eigenen oder die seines Seelenverwandten? Wenn ich genau darüber nachdenke, habe ich auch manchmal das Gefühl, etwas zu spüren, was nicht von mir stammt. Als wäre auch in mir ein Teil von jemand anderen. Aber das ist gewiss nur Einbildung.

Irgendwann kommen mir Ruberiáns Worte in den Sinn. *Die Geschichte der letzten Tiare*, hat er gesagt. Der Titel deutet darauf hin, dass es nur noch eine Nachkommin dieser Gattung gibt ... oder gar, dass es überhaupt keine mehr gibt. Schließlich handelt es sich bei der Geschichte um Vergangenes. Womöglich hat das etwas mit dem Verschwinden der Fearane zu tun. Doch was könnte der letzten Tiare geschehen sein, das zum Fortgang ihres gesamten Volkes geführt hat?

Mit rasenden Gedanken gleite ich in einen unruhigen Schlaf.

Kapitel 5



Am kommenden Tag finden Ruberián und ich uns bereits nach dem Frühstück in seinem Arbeitszimmer ein. Ruberián trägt mehrere Bücher unter dem Arm, die er ächzend auf dem Schreibtisch ablädt. Schon den ganzen Morgen kann ich vor Neugierde kaum an mich halten und warte voller Spannung auf die Geschichte, die mir Ruberián gleich erzählen wird. Am liebsten würde ich ihn mit all den Fragen überhäufen, die mir seit gestern Abend durch den Kopf gehen. Aber so, wie ich Ruberián kenne, wird er mir die Antworten ohnehin erst dann liefern, wenn er soweit ist. Ich werde mich wohl oder übel gedulden müssen und auf das Lauschen, was mir seine Geschichte verrät.

Ungeduldig halte ich die Schreibfeder und ein Tintengläschen bereit, als Ruberián mir feierlich ein Buch mit einem edlen roten Einband und goldenen Lettern darauf überreicht. Ehrfürchtig nehme ich es entgegen und streiche vorsichtig über den samtene Buchrücken. Den Buchdeckel ziert in glänzender Schrift der Titel: *Die letzte Tiare*. Die Buchstaben bestehen aus feinen, gewundenen Linien und sind mit vielen Schnörkeln verziert. Voller Vorfreude schlage ich das Buch auf und finde darin nur unbeschriebene Seiten vor. Ich blättere zur ersten Seite und werfe Ruberián einen erwartungsvollen Blick zu.

»Bevor ich mit der eigentlichen Geschichte beginne, möchte ich dir noch einige Sachverhalte erklären«, beginnt Ruberián mit ruhiger

Stimme. »Die Geschehnisse, von denen ich dir berichten werde, haben sich vor deiner Geburt zugetragen, sie liegen also etliche Sommer zurück. Wie ich dir schon verraten habe, geht es um die Tiare Sera. So wie ich dich kenne, hast du gewiss bereits etwas über die tiarische Gattung herausgefunden, nicht wahr?«

Ich nicke bestätigend und fasse kurz zusammen, was ich am vergangenen Abend über die Tiaren in Erfahrung gebracht habe.

»Gut, das dürfte fürs Erste reichen. Sera lebte mit ihrem Stamm nicht weit entfernt von deinem Heimatdorf, im Lichtwald«, erwidert Ruberián.

Ob dieser Offenbarung reiße ich die Augen auf. »Wirklich, dort lebten Fearane? So nah vor meiner Nase und ich habe nie mehr zu Gesicht bekommen, als die eine Kaliare?«, rufe ich ungläubig und missmutig zugleich aus.

»Heute gibt es dort gewiss keine mehr, doch damals war der Lichtwald dicht besiedelt. Du weißt bereits, dass unsere Welt einst von vielen Fearanen bevölkert war und dies war zu Beginn der Geschichte noch der Fall«, entgegnet Ruberián ruhig und fährt mit seiner Erzählung fort: »Sera war eine von ihnen. Sie war wie die meisten Tiaren außerordentlich schön mit feinen Gesichtszügen und strahlend grünen Augen. Ihre Anmut wurde nur noch von ihrer Sturheit übertroffen.« Ruberián schmunzelt vor sich hin. Dann wird er plötzlich wieder ernst. »Habe ich dir schon von dem Rat der Zwölf erzählt, Finéra?«

Ich überlege kurz, ehe ich antworte: »Ein wenig oder vielleicht habe ich auch nur darüber gelesen. Aber ich weiß, dass der Rat aus Nachkommen der zwölf Urgattungen der Fearane besteht.«

Ruberián nickt zustimmend. »Ja, ganz recht. Seit jeher hat der Rat der Zwölf über die zwölf Urkristalle gewacht. Unter ihnen befand sich auch das Oberhaupt aller Fearane, das in der Lage war, die Kraft der Urkristalle freizusetzen und somit die Lebensenergie der Fearane aufrecht zu erhalten und ihr Schicksal zu wahren. Wie

diese besondere Prozedur vonstattengeht, konnte ich nicht gänzlich herausfinden. Aber Fakt ist, dass der Rat der Zwölf, allen voran das Oberhaupt, zur wichtigsten Instanz der Fearane gehörte«, erklärt er mir eindringlich und macht zur Unterstreichung der Bedeutung seiner Worte eine bedächtige Pause.

»Was weißt du über die *Zentâris*?«, will er nach einer ganzen Weile von mir wissen.

Die Erwähnung dieser Abtrünnigen verwundert mich. Ich weiß nicht viel über dieses bösertige Menschevolk. Nach einer Weile angestregten Nachdenkens gebe ich schließlich zu: »Ich habe einmal Männer in unserem Dorf über sie reden hören. Ich glaube, sie nannten sie *Metallmenschen*. Aber mehr weiß ich darüber leider nicht.«

Ruberián nickt, dann setzt er zu einer Erklärung an: »Die Zentâris sind ein grauenvolles, seelenloses Volk der Menschen. Sie haben sich vor langer Zeit von allem, was gut und lebendig ist, abgewandt. Sie leben im Gestein und sie überziehen ihre Körper mit einem flüssigen Metall, das ihre Haut stählt, wie eine Panzerhaut.«

Während Ruberián spricht, schiebt er mir eine Zeichnung zu, die mehrere dieser Zentâris zeigt. Bei ihrem Anblick wogt eine Welle der Furcht durch meinen Körper und ich reibe mir über die mit Gänsehaut überzogenen Arme. In den Augen der abgebildeten Metallmenschen ist ein Hass zu erkennen, wie ich ihn nie zuvor gesehen habe. Ihre gesamte Haut glänzt dunkelmetallisch, mit Ausnahme ihrer Hände und ihrer verzerrten Gesichter. Auf ihren Häuptern tragen sie gehörnte Helme, in den Händen Fackeln und blutgetränkte Schwerter. Alles an ihnen scheint von einer Gier nach Zerstörung getrieben zu sein und sie gleichen eher Dämonen als Menschen. Ich schiebe das Bild verstört von mir.

»Du wirst mit der Zeit mehr über dieses abtrünnige Menschevolk erfahren, fürs Erste musst du nur wissen, dass sie seit jeher von einem unergründlichen Hass auf die Fearane getrieben wurden«,

meint Ruberián.

Ich nicke beklommen.

»Finéra, ich werde nun mit der eigentlichen Geschichte beginnen. Ich denke, dass sich viele Fragen, die du womöglich noch verspürst, im Laufe der Erzählung klären werden. Nun halte bitte deine Feder bereit!«, weist er mich an.

Ich streiche die erste Seite des unbeschriebenen Buches glatt und tunke meine Schreibfeder in das Tintenglas, dann atme ich einmal tief durch und wappne mich für die bevorstehende Aufgabe.

Ruberián wartet geduldig, bis ich ihm bereitwillig zunicke. So beginnt er endlich seine Erzählung über die letzte Tiare und ich fülle die erste Seite des vor mir liegenden Buches mit meiner sorgfältigen Schrift.

Kapitel 6



Sera war gerade dabei einen Wurf junger Eichhörnchen unweit von ihrem Hochdorf auszuwildern, als den Anführer ihres Stammes eine Nachricht erreichte, die ihr Schicksal für immer verändern sollte.

Sie ahnte nichts von dem Wirbel, den die geheime Botschaft vom Rat der Zwölf in ihrem Dorf auslöste. Viel zu sehr war sie in ihre Arbeit vertieft, als dass sie die Unruhe wahrgenommen hätte, die sich bereits bis zu den Vögeln des Waldes um sie herum ausgebreitet hatte. Das war auch gut so, denn ihre Arbeit war überaus wichtig, sie bestand aus der Pflege und Versorgung verletzter Tiere. Das Entlassen der genesenen Tiere in die freie Natur, wie bei diesen munteren Eichhörnchenjungen, war ihr dabei stets der liebste Teil ihrer Arbeit.

Zufrieden beobachtete sie, wie die scheuen kleinen Nagetiere vorsichtig von ihren schützenden Händen kletterten und neugierig begannen ihre Umgebung zu erkunden. Langsam entfernten sie sich von ihrer Ziehmutter, bis sie schließlich zwischen den Bäumen verschwanden. Sera blieb noch eine Weile im weichen Laub sitzen, atmete tief den Duft des Waldes ein und genoss das Gefühl der Ruhe, das sie dabei durchströmte. Ihr tannengrünes Gefieder schmiegte sich eng an ihren Körper. Das Gesicht reckte sie den zarten, sommerlichen Sonnenstrahlen entgegen, die durch die vielen offenen Stellen im Blätterdach fielen. Gedankenverloren strich sie sich eine ihrer smaragdnen Haarsträhnen aus der

Stirn, während sich ein zufriedenes Lächeln auf ihre Lippen legte.

Ihr Lächeln erstarrte jäh, als ein gellender Pfiff durch den Wald hallte. Die Vögel im näheren Umkreis stoben erschrocken empor und auch Sera sprang alarmiert auf die Beine. Es war unverkennbar ein Warnpfiff von ihrem Seelenverwandten Fero. Etwas musste geschehen sein! Daher zögerte sie nicht und eilte, so schnell ihre Flügel sie trugen, zurück in Richtung des Hochdorfes.

Kelan, Anführer des Fearanenstammes im Lichtwald, hatte bereits ein ungutes Gefühl gehabt, als er den Schwarm Krähen herannahen sah. Dabei war daran nichts Ungewöhnliches, ihn erreichten ständig Krähenkundschafter aus sämtlichen Wäldern der Welt. Dies war die übliche Art, wie er sich mit den Führungsleuten der anderen Stämme austauschte. Dieser Schwarm jedoch, der aus dem Fearanenwald weit im Norden stammte, hatte etwas Unheilvolles an sich gehabt. Als hätte ihn der Schrecken seiner Nachricht wie eine unsichtbare Wolke begleitet. Kelan vermochte nicht zu sagen, was diese böse Vorahnung in ihm geweckt hatte, doch sie hatte sich mit der Ankunft der Krähen als erschreckend richtig erwiesen. Die Kunde, die die Vögel ihm überbrachten, erschütterte ihn zutiefst: Es hatte einen Anschlag auf den Rat der Zwölf gegeben.

Die Mitglieder des Rates der Zwölf, ein jedes ein direkter Nachkomme der fearanischen Urgattungen, waren die Hüter der Urkristalle und übten somit die wichtigste Aufgabe unter den Fearanen aus. Denn die Kristalle waren es, denen ihr ganzes Volk seine Lebenskraft verdankte. Nur der Rat vermochte es, sie zu verwahren und einen der ihren zum Oberhaupt aller Fearane zu wählen. Nur das gewählte Oberhaupt erhielt durch die gebündelte Kraft der Kristalle Zugriff auf die tiefsten Geheimnisse ihres Volkes und die notwendige Weisheit, um ihr Volk zu führen und zu wahren.

Seit jeher hatte der Rat der Zwölf seinen Sitz im Fearanenwald im Norden, dem größten der zahlreichen Waldlandreiche. Nie zuvor hatte es einen direkten Angriff auf diesen gegeben. Doch nun war eben das geschehen, ausgeübt von niemand geringerem als den Zentâris persönlich, diesem durchweg bössartigen, abtrünnigen Menschenschlag. Schon immer hegten die metallenen Ungeheuer einen Groll gegen das geflügelte Volk und hatten auch in der Vergangenheit bereits mehrfach brutale Angriffe auf vereinzelt Fearane verübt. Doch dabei hatte es sich stets um zufällige und impulsive Attacken gehandelt, um Hassverbrechen, die sich gegen jene Gefiederten richteten, die sich zu nah an zentârische Gebirge herangewagt hatten. Die Zentâris waren grausam, doch Kelan hätte nie vermutet, dass sie zu einem strategischen und gezielten Anschlag auf den Rat der Zwölf in der Lage wären, zumal sie gewöhnlich einen großen Bogen um Wald- und Naturreiche machten.

Doch genau das hatten sie getan und dabei das Oberhaupt aller Fearane, Xarax, brutal ermordet. Neben Xarax waren außerdem vier weitere Mitglieder des Rates der Brutalität der Zentâris zum Opfer gefallen. Somit handelte es sich dabei um den schlimmsten Anschlag auf das fearanische Volk, den es je gegeben hatte. Eine grauenhafte Schandtât, die Kelan zutiefst verstörte, weshalb er zunächst nicht in der Lage war, die Folgen dieser Tat zu durchdenken.

Erst nachdem er den Schock überwunden und der Toten gedacht hatte, begann Kelan sich mit den Auswirkungen des Angriffes auseinanderzusetzen. Die Krähen hatten nicht viel über die Art oder Hintergründe des Anschlages zu berichten gehabt. Gewiss war nur, dass der Rat zerschlagen und ihr Oberhaupt verloren war. Das bedeutete, dass ihr ganzes Schicksal davon abhinge, den Rat wieder zu vervollständigen. Dass dies kein leichtes Unterfangen werden würde, verrietten Kelan die Namen der vier getöteten Ratsmitglieder, die ihm die Krähen genannt hatten. Drei dieser Namen waren Kelan unbekannt, doch der letzte war

ihm nur allzu vertraut. Ihn zu hören, hatte ihm Kummer bereitet, denn die Trägerin stammte aus seinem Dorf. Der Name lautete *Sira*. Sira war vor etlichen Sommern aufgebrochen, um dem Rat der Zwölf beizutreten, und hatte dabei ihre Tochter Sera zurückgelassen.

Ihr Dahinscheiden betrückte ihn zutiefst und bedeutete für Sera einen schlimmen Verlust. Doch vielmehr noch stellte es eine Gefahr für sie alle dar. Denn mit ihrem Ableben, verblieb Sera als letzte Nachkommin der seltenen Tiaren. Sera würde den Platz ihrer Mutter im Rat der Zwölf einnehmen müssen, um ihn zu vervollständigen – und das schleunigst. Kelan behagte dieser Gedanke nicht, wusste er doch allzu gut, dass Sera stets ihre eigenen Ziele verfolgte und überaus stur und eigensinnig sein konnte.

Doch es war eine weitere Nachricht aus dem nordöstlich gelegenen Wald der Weisen gewesen, die Kelan schließlich von jeglicher Verantwortung entband. Denn die dort ansässigen Weisen forderten ihn eindringlich auf, Sera unversehens zu ihnen zu geleiten. Sie würden sich um diese Angelegenheit kümmern und Kelan somit von schwierigen Entscheidungen entbinden. Er verstand nicht alle Hintergründe und konnte sich weder erklären, welche Ziele die Zentâris mit der Zerstörung des Rates verfolgten, noch wieso die Weisen sich mit der Wiedervereinigung der Zwölf befassen wollten. Doch er war überaus dankbar, dass sich die Weisen dieser äußerst schwierigen Situation annehmen würden, und war daher gewillt, ihrer Forderung nachzukommen. Er musste lediglich Sera davon überzeugen, den Stamm zu verlassen, um sich in den Wald der Weisen zu begeben und dort die Stätte der Weisen aufzusuchen.

Als Sera den Rand des Hochdorfes erreichte, kam ihr Seelenverwandter Fero ihr schon entgegengeeilt. Nun konnte sie auch seine aufschäumenden Gefühle wahrnehmen und wusste unmittelbar, dass sich etwas Grausames ereignet haben musste.

»Sera, es ist schrecklich«, rief er ihr wie zur Bestätigung zu.

»Was ist los?«, erbat sie besorgt Einzelheiten von ihm. Die Unsicherheit ließ sie erzittern. Sie spürte deutlich seine Betroffenheit und seinen Schmerz, was ihr Herz förmlich zum Aussetzen brachte.

Fero griff nach ihrem Arm, in seinen Augen schimmerten Tränen. »Die Zwölf wurden von den Zentâris angegriffen. Xarax ist tot ... und vier weitere Ratsmitglieder ebenfalls«, berichtete er ihr bestürzt, wobei seine Stimme bei dem letzten Teil kaum noch zu hören war.

Sera schlug sich die Hand vor den weit aufgerissenen Mund und unterdrückte damit einen Aufschrei. Sie stand vollkommen starr vor Schreck an Ort und Stelle und brachte keinen Ton heraus. Das Zittern verschlimmerte sich und ihr liefen stumm ein paar zarte Tränen an den Wangen herab. Sie konnte nicht begreifen, was Fero ihr soeben eröffnet hatte.

Als sie die Bedeutung seiner Worte allmählich klarer erfassen konnte, wuchs ein schlimmer Verdacht in ihr heran. *Und vier weitere Ratsmitglieder.* Sie stockte. Sie wagte es nicht, ihrer Befürchtung Worte zu verleihen und Fero jene Frage zu stellen, die ihr auf der Seele brannte. Aber das war auch nicht erforderlich, denn Feros Gefühle verrieten ihr ohnehin die Antwort.

Er trat näher an sie heran, erfüllt von Schmerz und Mitgefühl und schloss sie in eine feste Umarmung ein. »Du bist nun die letzte Tiare«, flüsterte er ihr stockend zu und sprach damit eben jene Worte aus, die Sera nicht hatte hören wollen. In seiner Stimme schwang tiefes Bedauern mit, denn er wusste genauso gut wie sie, was das bedeutete: Ihre Mutter, Sira, war eine der vier getöteten Ratsmitglieder.

Der Schmerz in Seras Brust raubte ihr den Atem und ihr erster Impuls war, sich in die Höhe zu schwingen und so weit wie möglich von diesem Ort fortzufliegen, doch Fero machte jeglichen Fluchtversuch zunichte. Er schlang seine Arme noch fester um sie und hielt sie so eine gefühlte Ewigkeit umschlossen. Sera weinte hemmungslos in dem Schutz seiner

Umarmung, sie keuchte und fluchte und ließ ihren ausbrechenden Gefühlen freie Bahn, wohl wissentlich, dass Fero diese aufzog wie Schwammkraut. Doch sie konnte nichts gegen die erdrückende Trauer, den tiefen Schmerz und die hinterhältige Wut ausrichten. Einzig aus Feros Umarmung konnte sie Trost ziehen und allein seine Anwesenheit war es, die ihr die notwendige Kraft gab, um die grausame Nachricht zu ertragen. Nachdem ihre Tränen versiegt und der dumpfe Schmerz in ihrem Inneren ein wenig abgeklungen war, löste sie sich zaghaft aus seiner Umarmung. Sie spürte die Wärme, die von Feros Zuneigung ausging, und das tiefe Mitgefühl, das er ihr entgegenbrachte. Dann mischte sich Besorgnis dazu.

Er schaute sie ernst an. »Das ist noch nicht alles, Sera. Kelan sagt, du musst den Stamm verlassen«, raunte er ihr eindringlich zu.

Sera starrte ihn verständnislos an und schüttelte den Kopf. Hilflos warf sie einen Blick hinter sich, betrachtete jene entfernte Stelle im Wald, an der sie kurz zuvor nichtsahnend und zufrieden gesessen und sich ihrer Freiheit erfreut hatte. Nun hatte sie ihre Mutter verloren und sollte außerdem ihr Zuhause verlassen? Sie begriff nicht, was das alles zu bedeuten hatte.

Sera wandte sich wieder Fero zu, der sie mitfühlend betrachtete. »Wieso soll ich fort?«, war alles, was ihr über die Lippen kam.

Er hielt immer noch ihren Arm umschlossen, sein Griff tröstlich und kraftspendend. »Du bist die letzte Tiare und die Weisen wollen, dass du zu ihnen kommst. Sie können dir helfen, dich schützen«, gab er zurück. »Komm mit! Kelan will dringend mit dir sprechen«, forderte er sie auf und griff nach ihrer Hand.

Mit einem letzten Blick zurück auf die Stelle des Waldes, die immer noch trügerisch harmonisch hinter ihr lag, folgte sie ihrem Seelenverwandten hinauf auf die Plattformen, auf denen ihr Hochdorf errichtet war.

Wie Kelan erwartet hatte, war Seras erste Reaktion vehementer Widerspruch. Es kostete ihn einiges an Überzeugungskraft, ihr klar zu machen, dass sie den Stamm würde verlassen müssen. Vor allem, weil sie nach Antworten verlangte, die er ihr nicht zu geben vermochte. Dennoch konnte er sie davon überzeugen, dass sie ihrer Aufgabe als Tiare nachzukommen habe, da schließlich das Schicksal ihres ganzen Volkes davon abhinge. Er selbst hätte den Zentâris kaum etwas entgegenzusetzen, während die Weisen nicht nur über ein erhebliches Wissen verfügten, sondern außerdem über eine große Wachtruppe. Sie würden für Seras Schutz und für die Vervollständigung des Rates sorgen.

Kelan hatte dennoch ein ungutes Gefühl bei der ganzen Sache, denn wenn Sera etwas geschehen sollte, war ihr gesamtes Volk dem Untergang geweiht. Ohnehin war die Tatsache, dass ihr Schicksal ausgerechnet in Seras Händen lag, nicht gerade beruhigend. Denn diese Tiare verfügte über eine Sturheit, die einen Stein zum Bersten bringen konnte.

Es kam nun auf Kelan an, die geeignete Begleitung für dieses schwierige Unterfangen auszuwählen. Dazu bedurfte es Persönlichkeiten, die es mit dem Eigensinn einer Tiare würden aufnehmen können. Daher wählte er den furchtlosen Xeron als Anführer der Mission, ein stolzer und willensstarker Xarenare und Sohn des getöteten Xarax. Seine zwei Vertrauten, Xuno und Krima, würden ihm folgen. Die drei Xarenaren waren Teil der Wach- und Schutztruppe des Stammes und aufgrund ihrer Gattung geborene Krieger. Sie würden Sera sowohl die Stirn als auch den dringend nötigen Schutz bieten können.

Ferner war es unerlässlich, dass sich Seras Seelenverwandter Fero der Mission anschloss, denn ohne ihn würde sie nirgendwo hingehen. Kelan hoffte außerdem, dass er einen hilfreichen Einfluss auf sie nehmen könnte, falls Sera sich von ihrem Weg abbringen ließ. Fero war zwar kein Krieger, aber sehr geschickt und zudem der Pflanzen- und Heilkunde

seiner Gattung der Hilaren mächtig.

Als letztes Mitglied wählte Kelan die junge Lana, die ebenfalls Teil der Schutztruppe des Stammes war. Sie war keine direkte Nachkommin einer der Urgattungen, sondern eine Mischlings-Fearane. Eine der vielen durch die Verpaarung verschiedener Gattungen untereinander entstandenen Mischformen. Sie war etwas flatterhaft, aber überaus mutig und kampferprobt. Kelan wusste, sie würde notfalls ihr Leben geben, um ihrer aller Schicksal zu retten – wenn er auch inständig hoffte, dass es dazu nicht kommen würde.

In die Hände dieser fünf Auserwählten legte er das Leben und Schicksal von Sera und bat den Wind, er möge ihren Schwingen genügend Auftrieb geben, um sie über jegliches Unheil hinfort zu tragen.